

Die Begegnung mit dem Historizismus in Theorie und Praxis

Autor(en): **Brikner, Othmar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 3: **Altstadtschutz - Denkmalpflege**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-42881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Begegnung mit dem Historizismus in Theorie und Praxis

Erhalten oder verbessern?

Das 19. Jahrhundert schuf jene Steine, mit denen wir noch heute bauen, auch wenn wir überraschend schnell alle Bereiche verbessert haben. Man kann sagen, wir beschleunigen; aber das 19. Jahrhundert setzte in Bewegung.

Eine objektive Beurteilung des 19. Jahrhunderts wird erschwert, weil der Eklektizismus in irgendwelchen Formen auch noch in unseren Tagen lebt: «Ohne Zweifel, es gefiel der aufstrebenden Bürgerschaft, daß sie ihre materiellen Güter in geschichtlichen Rahmen genießen konnte» – stellt Hatolky Arpad einleitend in seinem Aufruf, das historizistische Budapest zu retten, richtig fest¹. Vergessen wir auch nicht, daß der Historizismus in Quantität und Vielfalt die bisher gewohnten Grenzen erstmals sprengte. Die Skala seiner Architektur finden wir heute schwer erfaßbar groß, «... zwischen den späten Zinsbauten und den frühen Spitzenleistungen ist ein kaum vorstellbarer Unterschied». Friedrich Achleitner erinnert an das «Qualitätsgefälle» dieser Zeit. Er überzeugte trotzdem davon, daß eine Rettung der Wiener Ringstraße, jener «Via triumphalis» des 19. Jahrhunderts, möglich sein müßte². So plant nun das Bundesdenkmalamt in Wien, die Ringstraßenhäuser, soweit dies noch nicht geschehen ist, unter Denkmalschutz zu stellen. Ein prozeßreicher Kampf. Der Streit um ein Zinshaus der Ringstraße ist dafür typisch. Der Besitzer wollte im Erdgeschoß «nach modernsten werbungswirksamsten Gesichtspunkten umbauen». Sein Rechtsanwalt meinte, daß es Zinshäuser dieser Art noch genug in Wien gäbe. Aber auch das Ministerium stellte sich auf die Seite des Bundesdenkmalamtes und erinnerte an das «künstlerische Konzept» des Hauses. Ein Objekt darf nicht nur als isoliertes Denkmal betrachtet werden, sondern auch als mitbestimmende Kraft für die Eigenart weit gedachter Kompositionen. Eine Überbewertung gerade der Durchschnittsleistung des Historizismus liegt uns aber fern. Sie ist, wie schon Hatolky andeutete, eine «Rahmenkunst». Hier standen Begriffe Pate, die man als Fortschritt hätte deuten können, wenn sie auch im Durchschnitt über den Rahmen gegangen wären. Anstelle des gemeißelten Kapitells für den Privilegierten rückte das gegossene für jedermann. Der Villenbesitzer bestellte seine reichverzierten Gitter aus dem gleichen Katalog wie der Arbeiter dasjenige seiner Flurtüre. Tausend ornamentierte, präzise gleich gegossene Kandelaber oder Bankstützen haben einen anderen Aussagewillen als das Schmiedeeisengitter eines Barockgartens und wollen auch von einer anderen Basis aus beurteilt werden.

Daß die Grundidee, welche Exaktheit und Gleichheit verherrlichte, nicht auch den Grundriß beeinflusste, wird kritisiert. Das «konstruierte» und nicht mehr entworfene Ornament bereitete uns aber doch vor, eines Tages auch im weiteren Sinne in Serien zu denken. Es zeigt unsere Befangenheit, wenn seine wichtige, vielleicht ausschlaggebende Rolle in der Ingenieurkunst des 19. Jahrhunderts übersehen wird. Wer deshalb glaubt, ein historizistisches Objekt dann zu modernisieren, wenn er die Ornamente von der Fassade abschlägt, begeht einen grundlegenden Fehler. Wir verbessern damit weder ästhetisch noch moralisch etwas. Hier wurde, wenn auch zunächst nur äußerlich und nicht tiefer eindringend, gezeigt, daß alle Formen und Materialien jedem zur Verfügung stehen. Damit gewinnt das historizistische Bauen nach Adolf Loos tatsächlich «potemkinischen» Charakter. Aber soll man dem Patienten die Haut abziehen, weil sein Herz krank ist?

Die Situation in der Schweiz

Die Schweiz besitzt nicht die Slums großer europäischer Städte. Neben den reinen Schöpfungen Gottfried Sempers war es der Schweiz beschieden, auch im Durchschnitt den Historizismus qualitativvoll zu repräsentieren. Die Schweiz hat heute die kraftvolle Ausdrucksweise des jungen Bundesstaates zu schützen. Äußerlich folgte die Schweiz zunächst scheinbar

den eben gerade gängigen Formen des Historizismus, den Tendenzen des Eklektizismus. Das Streben, die Fülle heimischer Materialien sichtbar anzuwenden, führte aber zu einer jener Zeit eher fremden Materialgerechtigkeit im Bauen. Die «Basler Nachrichten» berichten 1865 über die Ausstellung schweizerischer Baumaterialien in Olten: «Bis vor kurzer Zeit noch waren die Bauten weitaus zur Mehrzahl abhängig von dem Boden, auf dem sie entstanden ... Seit der Benützung der Dampfkraft hat sich alles wesentlich verändert. Die Allgemeine schweizerische Ausstellung von Baumaterialien sollte daher ... den reisenden Fremden, die fast alle den Bahnhof Olten passieren, die Schätze an Bausteinen zeigen, die der Schweizer Boden birgt ...» 18 Kantone zeigten ihre Materialien. Es darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß es als fortschrittlich galt, wenn nun ein Bau Materialien aus einem anderen Kanton zeigte, als Symbol dafür, daß der neue Bundesstaat die einstige Zerrissenheit des Landes heilte.

Die Baumaterialienausstellung in Olten war viel mehr als nur Baumusterschau und führte über dem Eingang den Spruch: «Ein geordneter Bau ist das Bild eines geordneten Staates. Massen müssen das Ganze stützen, ein Gedanke das Ganze durchweben.» Mittelpunkt der Ausstellung war das Triumphtor von St. Gallen, aus verschiedenen Steinsorten zusammengesetzt, aus 155 Steinen gefügt, von über 50 Lieferanten geliefert und von 30 verschiedenen Steinhauern bearbeitet. Der Katalog beschrieb jedes Werkstück und seine Eigenart, welche zusammen das Ganze schufen.

Das Bundeshaus in Bern von Hans Auer hatte zunächst «... dem Konzert der Renaissanceformen einige mittelalterliche Stimmen beizufügen ... Es rückt dadurch der Bau in den Stil der als 'Frührenaissance' bezeichneten Epoche ... Für unser Land bezeichnet politisch dieser Zeitraum gerade jene Periode, in welcher der Bund der 13 alten Orte sich nach und nach von allen äußeren Abhängigkeitsverhältnissen losringt ... Die im allgemeinen aus Berner Sandstein ausgeführten Quadermauern erheben sich auf hartsteinernen Sockeln, auf der Nordseite aus den Brüchen des schwarzen St. Triphon im Kanton Waadt, auf der Südseite, in den Höfen und an den Galerien aus dem hellen Solothurner Marmor.» Dazu kamen Steine für Gesimse, Kapitelle und Basen aus Luzern, Zug und vom Zürichsee. «Der weiche, leichtverwitternde Berner Sandstein zwingt nun zu ganz besonders einfacher, breiter und kräftiger Formgebung ...» Nicht nur aus geschichtlichen Gründen verzichtete man damit auf «... Gliederungen und Profilierungen, nach den Proportionen der auf Marmor berechneten antiken Säulenordnungen ...», vielmehr mußte sich «... die ganze Formgebung auf kräftige architektonische Gliederungen und Quaderbasen beschränken, wenn man dem gegebenen Stoff gerecht werden will. Dadurch gelangt man unwillkürlich zu jener monumentalen Einfachheit und Kraft, die ohnehin im Sinne einer richtigen Lösung des vorliegenden Baugedankens liegt.»³

Diesen Beispielen folgend, wurde die Vielfalt von Materialien und Formen von besonderen Ideen getragen. Man sollte bei einer Restauration die Aussagekraft auch eines historizistischen Details und seines Materials nicht unterschätzen.

Gußeisen

(Die abschließenden Beobachtungen betreffen vor allem Basel) Das Gußeisen hatte eine interessante, aber kurze Zeit. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt es, die Architektur schüchtern zu beeinflussen. Gußeisensäulen werden in Basel 1830/31 von Melchior Berri im Blömlintheater wohl das erstmal verwendet. 1838 plant Amadeus Merian für sein Brückenprojekt in Basel Geländer aus Gußeisen. Architekturdetails, die wie zum Beispiel Gesimse Bruchgefahr und Witterung besonders ausgesetzt sind, werden ab 1836 aus Gußzink versucht⁴. Nach der Jahrhundertmitte entfalteten sich die Gußeisendoramente plötzlich wie Eisblumen an den bedeutendsten Stellen

der Bauten, zum Beispiel Villa Brüglingen in Basel. In den achtziger Jahren wurde Basel mit über hundert gleichen Basiliskenbrunnen geziert. Gute Beispiele werden ihre Gußtechnik zeigen und auf Fassaden als geliefertes Montageelement in Erscheinung treten, welches bei Bruch leicht nachgegossen und ausgetauscht werden kann.

Naturstein und Sichtbackstein

Der späte Historizismus liebte auch in Basel das Spiel mit ockerfarbigem bis rotem Sichtbackstein und rotem und grünem Sandstein. Der seit dem Durchbruch des Hauensteintunnels 1858 immer gebräuchlichere graugrüne, gelbliche oder bläulichgrüne Berner Sandstein behauptete vor allem in den siebziger bis neunziger Jahren reichbehauene exponierte Stellen der Fassaden, gegenüber der widerstandsfähigeren und außerdem vor der Witterung geschützter zurücktretenden Backsteinfläche. Dieser Sandstein kann, wie es Mauerteile des Berner Münsters aus dem 15. Jahrhundert beweisen, sehr widerstandsfähig sein und ist dennoch leicht und geradezu virtuos zu verarbeiten. Die Bruchwände des Berner Sandsteins sind 30 bis 40 m hoch, und Körnung, Färbung und Festigkeit können wechseln. Durch die große Nachfrage wurde die Qualität sehr unterschiedlich, und die feinen historizistischen Profile verwittern schnell und werden heute leider oft kurzerhand abgeschlagen. Damit ist nicht nur die Eigenart der ganzen Fassade zerstört; man hat das hineinfressende Zerstörungswerk nur vollendet. Dagegen hilft auch ein Putzbewurf als Pflaster über klaffende Wunden nicht. Verantworten kann man als erste Notlösung das Abbürsten der angewitterten Stelle. Man wird dies von Fall zu Fall wiederholen müssen; für diese Arbeit genügt eine ausziehbare Leiter. Dies gilt als erste Hilfeleistung für weitläufige einfachere Bauteile aus einem Material, welches gleichmäßig absandet. Es muß verhindert werden, daß die wassersaugenden und -speichernden Mineralkörner der Oberflächenverwitterung einen immer mehr sich beschleunigenden Verfall begünstigen. Feuchtigkeitspeichernde Teile müssen von den noch gesunden Partien entfernt werden. Für künstlerisch besondere Elemente, eingesetzte Skulpturen usw., sei auf fachgemäße Behandlungen, Verfestigungsverfahren (auch auf das kürzlich erschienene «Kleine Handbuch der Konservierungstechnik» von Dr. Bruno Mühlethaler, Bern 1967) hingewiesen. Es sei hier nur noch vorweggenommen, wie heikel die Behandlung mit wasserabstoßenden Mitteln ist, da sie andererseits die notwendige Atmung des Materials beeinträchtigen können. Basel hatte in früheren Jahrhunderten, wie es zum Beispiel das Münster beweist, seinen hervorragenden roten, feinkörnigen, kalkfreien Sandstein aus dem Wiesental und von Degerfelden. Als diese Brüche erschöpft waren, verwendete man den ähnlichen Vogesensandstein. Auch er weist nicht mehr die gleichmäßige Qualität früherer Werkstücke auf. Dies beweist die viel bössartigeren Schalenverwitterung, wie wir sie typisch im hohen Sockelgeschoß des Gewerbemuseums in Basel beobachten können. Ungleichmäßige, tiefe Verwitterungsschäden werden für jedes Objekt ein eigenes Gutachten erfordern, auch für die Frage, ob auch wirklich nur Oberflächenverwitterung das Material angegriffen hat. Die besten Hinweise für die Schweiz liefern F. de Quervains Schriften über «Die nutzbaren Gesteine der Schweiz», «Technische Gesteinskunde», «Verhalten der Bausteine gegen Verwitterungseinflüsse» (Bern 1949, Basel 1948, Bern 1945).

Der Anstrich

Die schweizerische «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen» von C. F. Ehrenberg berichtet in Heft IV, 1836: «Erst in neuester Zeit fängt man hin und wieder an, die Fassaden der Gebäude mit Ölfarbe anstatt, wie früher allgemein geschah, mit Wasserfarbe anzustreichen. Die Vorteile des Ölfarbanstriches sind aber unverkennbar. Der gegen die Außenseite der Gebäude

anschlagende Regen verliert seine nachteilige Wirkung ... Wir finden neue mit Wasserfarbe angestrichene Gebäude, die nach einem Regen noch lange naß bleiben; diese Nässe erzeugt aber gar bald Abfall und Zerstörung des Abputzes oder Kalküberzuges der Fassade. Daß sich die Ölfarbe zuweilen abblättert, ist die Schuld des Anstreichers, indem er den Anstrich auf noch nasse Mauer brachte ...»

Mit dieser letzten Bemerkung des damals als «schöner» befundenen Ölstriches ist doch seine Gefährlichkeit angedeutet. Er atmet nicht; ist, wie wir es oft in Basel antreffen, die Ölfarbe direkt auf den Sandstein gestrichen, bildet sich dort, wo er verletz ist, unter dem wasserundurchlässigen Anstrich ein Feuchtigkeitssack. Er frißt sich schnell in den Stein, und dort, wo er wie kleine Eruptionen an die Oberfläche bricht, sind bereits große Partien der darunterliegenden Steinfläche zerstört. Es sei generell daran erinnert, daß dort, wo wir kein Betonfundament haben, die aufsteigende Bodenfeuchtigkeit auch wieder abgegeben werden muß. Hier hat ein Oberflächenanstrich wie ein feuchtigkeitsundurchlässiger Zementputz nichts verloren.

Der Putz

Putzausbesserungen müssen dieselben Eigenschaften besitzen wie der bestehende Putz. Ein Objekt mit Ziegel- oder Steinfundament will stärker atmen. Seine ganzen Mauerflächen sind seine dazu notwendigen Organe. Verringert man durch Ausbesserungen mit Zementputz seine Atmungsfläche, so entstehen Stauungen, und die bis dahin gesunden Partien werden zerstört.

Es sollte doch zu denken geben, daß ein Putz oft über hundert Jahre alt, selbst in kriegsbedingten Städten, durch Splitterregen beschädigt, doch insgesamt besser hält als neue, etwa fünfzehnjährige Putzflächen. Dies, obwohl die Großstadtpatina von Jahrzehnten das Material auch zu ersticken droht. Über die Qualitätsarbeit unserer Väter sollte man eifersüchtig wachen. Ein gut atmender und dadurch fest haftender Kalkmörtel wurde einst getestet, indem man ein völlig ausgetrocknetes Tannent Brett etwa 2–3 cm mit diesem bestrich, ihn trocken ließ und mit einem Feuer darüber Kartoffeln kochte. Waren sie gar, durfte das Brett dennoch keine Einwirkungen des Feuers zeigen⁵.

Wir erhalten das Ererbte dann, wenn wir kleine Schäden nicht übersehen, nicht Jahre zögern, um dann am bereits schwer erkrankten Opfer Gewaltkuren vorzunehmen. Eine liebevolle, aufmerksame und gleichmäßige Wartung würde viele Kosten und Ärgernisse ersparen.

¹ «Die Geschichte des um das National-Museum entstandenen Palaisviertels.» Múemlékvédelem, 1960, Nr. 3.

² «Das Ende der Via triumphalis. Versteht Wien seine Ringstraße?» Friedrich Achleitner, «Presse», 30. Jänner 1966.

³ «Das neue Schweizerische Bundeshaus in Bern.» Festschrift, Bern 1902.

⁴ «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen», C. F. von Ehrenberg, Heft X, Zürich 1836.

⁵ «Der ökonomische Hausschatz – Bauarbeiten.» Leipzig 1849, Heinrich Bauer.